

LEIF LASSE ANDERSSON

# PLANLOS ZWISCHEN PANDEMIE UND PLAUZE

WARUM ES TROTZDEM COOL IST,  
EIN Ü50-MANN ZU SEIN

© des Titels »Planlos zwischen Pandemie und Plauze« von Leif Lasse Andersson (978-3-7423-1564-9)  
2021 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

riva

# Danksagung

Ich bedanke mich bei der Frau für immer neue Ideen, welche männlichen Macken es noch zu beschreiben lohnt. Dazu bei der fleißigen Testleserin, die niemand Oma nennen darf, für moralisches Augenmaß und niemals endende Geduld. Und ganz besonders bei *BILD* für die Genehmigung, meine Ü50-Kolumnen »Die unrasierte Wahrheit« in diesem Buch verwenden zu dürfen.

© des Titels »Planlos zwischen Pandemie und Plauze« von Leif Lasse Andersson (978-3-7423-1564-9)  
2021 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

# Als ich den Praktikanten mit der Kaffeedose verfehlte

Neulich habe ich Passbilder machen lassen.

Ich sehe alt darauf aus.

Und faltig.

Und fett.

Was für ein elender Pfuscher dieser Fotograf doch ist! Ich habe ihm natürlich eine ganz miese Rezension auf Facebook geschrieben.

Aber jetzt mal Hand aufs Herz: Wann hatten SIE zum ersten Mal den Verdacht, dass sich diese drei verhängnisvollen Buchstaben A, L und T hinterrücks in ihr Leben schleichen?

Bei mir war es gestern. Ein Dienstag. Kein richtig schlimmer Tag, kein richtig toller Tag. Ich schlenderte nach der Morgenkonferenz in die Kaffeeküche, wo ich auf den neuen Praktikanten traf. Einer von diesen jungen Männern mit langem Bart und zu kurzen Hosen, die wir hier in Berlin Hipster nennen. Er war zuletzt bei einem Musikmagazin. Ich mag Musikmagazine. Wir gerieten ins Plaudern. Bis der Bengel sagte, Coldplay wäre ja mehr was für ältere Leute.

Ich fragte: »WAS?«

Er zuckte mit den Schultern. »Na ja, meine Eltern. Oder Sie. Also ältere Leute eben.«

Er ist dann weggelaufen, als ich mit der Kaffeedose nach ihm warf.

Eines muss man dem Prakti lassen: Wendig war er, dieser Rotzlöffel! Erst duckte er sich weg, und als ich mit drohend erhobenem Kaffeepulverlöffel nachsetzen wollte, huschte er einfach aus der Küche, während sich in meiner Schulter ein stechender Schmerz bemerkbar machte.

Es entwickelte sich folgender Dialog zwischen meinem rechten Schulterreckgelenk und mir.

Schulter: »Lass es. Und nimm eine Ibu!«

Ich: »Aber dieser Mistkerl ...«

Schulter: »Den holst du nicht mal ein, wenn du ein Taxi nimmst.«

Ich: »Hallo? Ich war 1974 Jugendmeister mit der 4x50-Meter-Staffel!«

Schulter: »Ich war dabei! Du warst bloß Reserveläufer. Und, es tut mir leid, das erwähnen zu müssen: Willy Brandt war noch Bundeskanzler.«

Ich: »Ach, halt doch die Fresse!«

Schulter: »Na komm, mach uns einen Kaffee, nimm die verdammte Ibu und lass uns zum Arzt gehen. Oder zu der blonden Physiotherapeutin. Du weißt schon, die immer so lieb lächelt.«

Doch, doch! So fängt es an. Seit einiger Zeit führe ich vermehrt Selbstgespräche. Oder ich spreche die Texte beim Schreiben mit – gerade für die jüngeren Kollegen eine irritierende Angewohnheit.

Stellen Sie sich also kurz vor, wie ich an meinem durchschnittlich unaufgeräumten Schreibtisch in einem durchschnittlich besetzten Großraumbüro sitze, die Fernbrille auf den Kopf geschoben habe, ein Stockwerk tiefer die Lesebrille auf der Nasenspitze balanciere und nachdenklich am er-

kalteten Kaffee nippe. Während ich anfangs, vor mich hinzutippen, murmele ich: »Doch, doch! Seit einiger Zeit führe ich vermehrt Selbstgespräche.«

Aber kommen wir zurück zu meinem Schulterschmerz.

Nach Feierabend ging ich zu Elena, der Physiotherapeutin. 32 Jahre alt, überaus blond, sehr freundlich, und sie erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Hergang der Verletzung.

Ich war ein wenig kurzatmig, weil ich versuchte, während des Gespräches den Bauch einzuziehen, denn ich fand Elena wirklich attraktiv.

Und ich war verlegen. Die Sache mit der Kaffeedose erschien mir im Nachhinein peinlich, deshalb sagte ich entschlossen: »Fitnessstudio«, und machte eine Pause, wie Gewichtheber sie einlegen, bevor sie 200 Kilogramm in die Hochstrecke wuchten. »Vielleicht habe ich ein paar Kilo zu viel aufgelegt.«

Ich entliebte mich, noch während Elena meine Schulter betastete. »Gewichte stemmen kann sehr gefährlich sein, wenn man nicht mehr ganz jung ist«, meinte sie. »Warum versuchen Sie es nicht mit altersgerechter Bewegung? Schwimmen oder Nordic Walking, das macht mein Vater auch.«

Auf der Fahrt nach Hause – ich konnte mich im Bus wegen des Arms nicht gut festhalten – bot mir eine junge Frau ihren Sitzplatz an, und ich dachte: »Ey, jetzt reicht's aber wirklich!«

Also beschloss ich, dass diese Diskriminierung von uns allerhöchstens mittelalten Männern ein Ende haben muss!

Ich würde Kolumnen schreiben und später sogar ein Buch.  
Ein Buch für Ü50-Männer!

Ich nahm mir vor, all meinen gepeinigten Altersgenossen Trost zu spenden und allen Frauen zu sagen, dass sie viel häufiger mit uns schlafen sollen.

Ich würde dieser jung und verrückt gewordenen Welt entgegentreten und ihr zurufen: »Hört mal, wir Ü50er, wir sind gar nicht alt! Wir sind allerhöchstens in einem schwierigen Alter!«

Zu Hause angekommen skizzierte ich das Grundkonzept. Wie wäre es für den Anfang mit einer Gute-Laune-Liste, auf der ich gewissenhaft alle Vorteile notiere, die so ein Ü50-Leben mit sich bringt?

Ich schnappte mir einen Block, dann schrieb ich:  
Sachen, die Ü50 echt super sind!

Ich dachte eine Weile nach, aber mir fiel spontan nichts ein, also nahm ich einen Marker und kennzeichnete den Satz energisch mit Hellblau.

Im Radio lief leise »With A Little Help From My Friends«. Nicht die Beatles, sondern Joe Cocker, eine ältere Version, möglicherweise sogar August 69 in Woodstock. Ich lächelte versonnen. Dann schrieb ich:

### *Sachen, die Ü50 echt super sind!*

1. *Die Oldieprogramme im Radio werden besser.*
2. ...
3. ...

So leuchtend hellblau gemarkert sah diese Auflistung ein bisschen dünn aus. Aber da würde schon noch etwas mehr kommen.

Ich könnte meine Leser aufrufen, mit mir gemeinsam über das Leben nachzudenken. Zusammen würden wir Antworten

finden: Warum sind wir Ü50-Kerle immer noch die Helden des Alltags? Trotz renitenter Kinder, trotz Chefs, die immer jünger werden, trotz Frauen, die keinen Sex mehr wollen, und trotz Rentenprognosen, die zunehmend dürftiger ausfallen?

Glauben Sie mir. Wir Ü50-Männer müssen jetzt zusammenhalten. Die Frauen tun es ja auch!

# Ein Date mit der Personal- abteilung

Mittwoch ist normalerweise ein guter Tag. Die meisten jungen Leute haben die Nachwirkungen des Berliner Partywochenendes überwunden und arbeiten gelegentlich sogar am Erscheinen der nächsten Ausgabe mit. Die Älteren werden von der Erwartung des nahenden Freitags milde gestimmt. Und in der Kantine gibt es Milchreis.

Doch dieser Mittwoch fing nicht gut an.

Ich hatte bis 1 Uhr morgens an meinem Ü50-Konzept gegessen, danach mehrere Schmerztabletten mit Rotwein hinuntergespült, und als ich nach drei Stunden endlich eingeschlafen war, trieb mich die Blase wieder hoch. Nach meinem ächzenden Ausflug ins Badezimmer konnte ich wieder nicht einschlafen, also warf ich noch eine Tablette ein, obwohl es draußen bereits dämmerte.

In der Folge fühlte ich mich am Morgen ein wenig matt. In der Redaktionskonferenz sackte mir das Kinn auf die Brust und ich hörte mich leise schnarchen. Als ich hochschreckte, waren alle Augen auf mich gerichtet.

Der Praktikant hatte sich krankgemeldet.

In meinem Outlook-Kalender fand sich für 15 Uhr ein Gesprächstermin mit der Geschäftsleitung. Wahrscheinlich hatte ich den Etat für Druckerpatronen überzogen. Ich überziehe dauernd irgendwelche Etats, schreibe der Buchhaltung lange Mails, dass ich ein verdammter Redakteur bin und kein



Erbsenzähler, und biete ihnen an, mich wegen der 27 Papierblätter abzumachen, die wir letzten Monat nicht doppelseitig bedruckt haben.

Was mich an diesem Outlook-Termin irritierte, war, dass auch die Personalabteilung anwesend sein würde. Was gehen die meine Druckerpatronen an?

Einige Stunden später saß ich niemand Geringerem als dem Personalchef gegenüber. »LeiLa«, sagte dieser, nachdem wir zwei Minuten über Kindererziehung und steigende Immobilienpreise geredet hatten, »es entspricht nicht den Gepflogenheiten dieses Hauses, mit Kaffeedosen auf Praktikanten zu werfen.«

LeiLa, so viel Zeit muss auch in dieser Erzählung sein, ist eine Verballhornung meiner beiden Vornamen Leif und Lasse und wird eigentlich nur von Menschen verwendet, mit denen ich a) zur Schule gegangen bin oder die b) nach einer Flasche Rotwein mit mir schlafen würden oder die c) unangenehme Nachrichten sanft verpacken wollen.

»Der Praktikant?«, fragte ich. »Hat er sich beschwert, der Lümmel?«

»Beim Betriebsrat«, sagte der Personalchef.

»Die Kaffeedose war fast leer«, erwiderte ich ausweichend. »Und ich habe natürlich nicht direkt auf ihn geworfen. Ich habe maximal einen 3-Punkte-Wurf zum Papierkorb angedeutet, und der Doofmann ist da reingelaufen.«

»Ist ja nicht das erste Mal, dass dir die Nerven durchgehen!«, seufzte der Personalchef betrübt. »Wollen wir die Vorfälle echt alle noch mal durchgehen, LeiLa?«

Ich lehnte mich zurück und grub in meinen Erinnerungen.

Da war der Firmen-Laptop, welchen ich samt Tasche per Vollspann durch die Redaktion geschossen hatte, weil ich

meiner dezenten Verstimmung Ausdruck verleihen wollte, dass ausgerechnet meine Leute schon wieder den Andruck vermässeln würden. Eine jüngere Mitarbeiterin reagierte erschreckt, als das Ding auf ihrem Schreibtisch landete, aber die hat natürlich keine Ahnung, in was für einem Paradies sie in Wirklichkeit lebt. Mich hat mein erster Chef damals noch mit einer 20 Kilo schweren Schreibmaschine von Adler beworfen.

Auch ein Meeting mit den Marketingleuten schlug vor einigen Monaten Wellen, obwohl ich die Anwesenden lediglich gefragt hatte, ob sie nicht lieber für ihr Abi lernen sollten, anstatt mir hier die Zeit zu stehlen.

Schließlich war da noch jene Kollegin aus der Chefredaktion, die ich »dusselige Kuh« genannt hatte, weil ihr die Genialität meines Schlagzeilenvorschlages nicht einleuchten wollte, weshalb ich mich später in aller Form entschuldigen musste. Als ob nicht Ekel Alfred Tetzlaff diese maximal etwas saloppe Formulierung schon in den 60er-Jahren salonfähig gemacht hätte.

Insgesamt könnten in all diesem Verdruss aber auch meine Haare eine Rolle spielen, die ich seit einiger Zeit in künstlerischen Strähnen durch die Redaktion wehen ließ. Oder die Angewohnheit, mich nur noch dann zu rasieren, wenn ich morgens mit guter Laune aufwachte, was, wenn wir mal ganz ehrlich sein wollen, eher die Ausnahme geworden war.

Außerdem, und hier kommen wir möglicherweise zum Kern der ganzen Angelegenheit: Irgendwann zwischen neulich und heute Vormittag war ich alt geworden!

Um mich herum sind die großartigen Kollegen meiner Generation nach und nach ausgestorben. Ein paar sind Pressesprecher geworden, andere haben PR-Agenturen gegründet,

die meisten sind in Rente gegangen. Übrig geblieben sind bloß noch eine Handvoll Veteranen, die sich vom Jungvolk belächelt ächzend in Richtung Ruhestand kämpfen.

So wie ich.

Überhaupt, dieses Jungvolk! Kaum 35 oder 40 Jahre alt und trotzdem von der verwegenen Meinung beseelt, dass es schon als erwachsen anzusehen ist.

Ich betrachte diese Menschen voller Argwohn. Was wissen denn die von den großen Schlachten, die wir vor 20 Jahren geschlagen haben, von unserem reichen Erfahrungsschatz und unserem untrüglichen Gespür für den Leser und das Leben?

In Konferenzen mit dem Jungvolk bin ich mürrisch, übel-launig, besserwisserisch und unerträglich geworden. Wie Waldorf, bloß ohne Statler und leider auch sonst ohne den Witz der *Muppet Show*.

Ich bin jetzt Ende 50, sogar zu langsam, um einen lausigen Praktikanten mit der Kaffeedose zu treffen, und der Zenit meiner Karriere überrundet mich im täglichen Marathonlauf inzwischen mühelos.

»Was soll das hier werden?«, fragte ich.

»So viele Jahre hast du doch gar nicht mehr«, sagte der Personalchef milde. »Was würdest du denn gerne machen, wenn du etwas anderes machen könntest?«

Ich schloss die Augen. So war das also, wenn der Karren-gaul zum Abdecker kam. Aber dann fing mein Verstand an, wild zu rotieren.

»Ich könnte Kolumnen für Ü50-Männer schreiben«, schlug ich vor.

Als kein Protest kam, formulierte ich weiter. »Mal ganz im Ernst. Leser über 50. Golden Generation. Babyboomer kurz

vorm Abflug in die Rente. Seht mich an: Die sind alle mit mir zur Schule gegangen. Wer soll sich sonst um die kümmern?«

Nach kurzem, intensivem Brüten schob ich eine noch wegengere Idee hinterher: »Aber ich will im Homeoffice arbeiten, dann nerve ich hier keinen. Und wer mich vor 11 Uhr vormittags anruft, den darf ich anschreien, das hätte ich gerne schriftlich.«

»Da ließe sich vielleicht drüber reden«, sagte der Personalchef.

In der Tür drehte er sich noch mal um. »Du siehst müde aus, LeiLa. Mach doch erst mal Urlaub.«

# Als Gott mir sagte: Du brauchst einen Hund

Da läuft man im Sonnenschein über den perfekten Strand, das Wasser glitzert und die Wellen rollen majestätisch bis zu den nackten Füßen, nur über einen selbst brechen düstere Gedanken herein.

Ist aber auch komisch, dieses Leben jenseits der 50.

Die großen Kinder sind aus dem Haus. Die Jüngste fängt an, sich mehr für Jungs aus ihrer Klasse zu interessieren als für Papa. Die Rentenprognose verkündet, dass die echten Herausforderungen dieses Lebens im Schlussschnitt erst noch kommen werden. Und die letzte Frau, die ernsthaft mit mir geflirtet hat, ist seit ziemlich langer Zeit die eigene und zieht die rechte Augenbraue hoch, wenn ich ihr auf die Nerven gehe.

Neuerdings gehe ich ihr ziemlich viel auf die Nerven.

Homeoffice ist gar nicht so einfach. Mir fehlt die tägliche Routine. Mir fehlen die Kollegen, also beileibe nicht alle, aber ein paar jedenfalls. Mir fehlen die Konferenzen, das spielerische Geplänkel um die beste Schlagzeile und auch das Gefühl, irgendwie noch ein bisschen wichtig zu sein.

Und mir fehlt jede Form von Weisungsbefugnis gegenüber der Frau, die mir kommentarlos Einkaufslisten auf den Schreibtisch legt, verlangt, dass ich ihr Auto in die Werkstatt fahre, den Rasen mähe, schmutzige Kaffeebecher in den Geschirrspüler stapel und meinen Laptop nicht auf dem Früh-

stücktisch stehen lasse. Dass ich zu arbeiten habe, ist ihr völlig schnuppe.

Seit Jahren haben wir uns eigentlich nur am Wochenende gesehen. Jetzt bin ich zu Hause, wenn sie mittags von der Arbeit kommt, stehe im Weg herum oder bin genervt, weil sie die Tür zum Arbeitszimmer ausgerechnet dann aufreißt, wenn ich gerade einen wirklich brillanten Satz formuliere, bloß weil sie wissen will, ob ich noch schnell zu Edeka fahren kann, denn die Kaffeesahne ist alle.

Ich habe gar nicht gewusst, wie anstrengend so eine 24/7-Beziehung sein kann.

Deshalb habe ich die Frau auch zu Hause gelassen, als ich nach Südafrika in den Urlaub geflogen bin, um meine ersten Kolumnen zu entwerfen.

»Was also ist der Sinn eines Ü50-Lebens?«, fragte ich die Wellen des Südatlantiks, die unbeeindruckt von meiner Laune an den Strand von Kapstadt rollten. »Und wie lange dauert so was eigentlich?«

Machen wir uns nichts vor: 30 Jahre Kippen, Karriere und Kohlehydrate sind kein Kindergeburtstag, und irgendwann werden Arthrose, Übergewicht, Altersdiabetes, Bluthochdruck, Prostatavergrößerungen und andere Bosheiten des späten Lebens schon dafür sorgen, dass auch im Endspurt kein überflüssiger Spaß aufkommt.

Mitten in diese Gedanken baute sich ein nasser Hund vor mir auf, ließ einen Tennisball vor meinen Füßen fallen und blickte mich erwartungsvoll an.

Ich liebe Hunde.

Als ich ein Kind war, hatten wir drei. Mit zunehmendem Alter wuchs meine Sehnsucht, wieder so einen Kameraden zu

haben, der die Schnauze auf mein Knie legt, in dessen Mähne ich meine Sorgen wegkralen kann und der mich bellend dazu bringt, den Arsch hochzukriegen und an die frische Luft zu gehen, wenn ich eh nur trübsinnig auf die Tastatur gucke, weil mir der nächste Satz nicht einfällt.

»Wo kommst du denn her, alter Knabe?«, fragte ich den Hund und sah mich nach seinem Besitzer um.

Doch weder Herrchen noch Frauchen waren in Sicht, also nahm ich den Ball und warf ihn in die Wellen.

Ich nehme an, er war ein Labrador-Mischling, denn er sprang behände über die Brandung, schnappte sich die Filzkugel und surfte gekonnt an den Strand zurück.

»Das macht ja Laune«, dachte ich und warf den Ball, bis mein Arm erlahmte, dann setzte ich mich in den Sand und kralte meinen neuen Freund.

Er ließ sich das gefallen, drehte den Kopf zu mir und sagte: »Du brauchst einen Hund!«

Okay, vielleicht hätte ich das erwähnen sollen. In der Kapstadt-Region herrschte Hochsommer, ich trug schon den ganzen Tag keinen Sonnenhut, und südafrikanische Hunde sprechen natürlich kein Deutsch, jedenfalls nicht fließend. Ich dachte kurz nach, dann fragte ich: »Das warst gar nicht du, der das gesagt hat, oder?«

Der Hund sah mich mit klugen Augen an, schüttelte sich und trottete in Richtung Dünen, wo ein hagerer Einheimischer auf ihn wartete.

Ich nahm mein Handy und schrieb der Frau eine WhatsApp: »Gott sagt, ich brauche einen Hund, schaust du mal bei eBay?«

Knapp drei Wochen nach dieser mysteriösen Begegnung sitze ich wieder in Deutschland, neben mir schnarcht ein Hundefräulein, das Tierschützer aus Rumänien gerettet haben. Über die junge Dame wird in der Folgezeit noch einiges zu reden sein. Über mich wahrscheinlich auch.

Ich fühle mich jünger, seit ich einen Hund habe. Aufgekratzt. Lebendiger. Ein bisschen so wie vor 28 Jahren, als meine große Tochter zur Welt kam. Aber vielleicht liegt das auch nur am Schlafentzug. Auch mein Hundemädchen weckt mich nämlich nachts alle drei Stunden.

### *Sachen, die Ü50 echt super sind!*

1. *Die Oldieprogramme im Radio werden besser.*
2. *Wer einen Hund will, holt sich einen.*